

Der letzte Anruf

Zwei Menschen, die sich fremd sind, treffen gleichzeitig an der Telefonzelle ein. Beide tragen eine schwere Last mit sich herum. Während der eine wartet, bis der andere fertig ist, entsteht eine schmerzhaft, aber wunderschöne Begegnung zwischen zwei Trauernden.

Der Nieselregen hatte das Holz der Telefonzelle dunkelfleckig gefärbt. Maya stand bereits mit dem Hörer in der Hand vor der vergilbten Wählscheibe, als das Knirschen von Schritten auf dem Kiesweg sie herumfahren ließ.

Ein Mann stieg die kleine Böschung herauf. Er mochte Mitte fünfzig sein, trug eine durchnässte Regenjacke und hielt die Hände so tief in den Taschen vergraben, als wollte er etwas darin beschützen. Als er die Tür der Holzzelle halb geöffnet sah und Maya darin entdeckte, blieb er abrupt stehen.

Er blinzelte überrascht, fahrig, und machte eine halbe Drehung, um wieder umzukehren.

„Sie... Sie können ruhig vorgehen“, sagte Maya leise. Ihre Stimme war rau vom kalten Wind. „Ich war noch gar nicht angefangen.“

Der Mann hielt in der Bewegung inne. Er blickte auf die Telefonzelle, dann auf Maya, und schließlich auf seine durchnässten Schuhe. „Nein, nein“, winkte er ab. „Ich wollte nicht stören. Ich kann warten.“

Er trat ein paar Schritte zur Seite unter die ausladenden Äste einer alten Eiche, die ein wenig Schutz vor dem Regen boten. Aber er ging nicht weg.

Maya sah zurück auf das schwarze Bakelitefon an der Wand. Sie war hierhergekommen, um ihrer Tochter zu schreiben – nein, zu sprechen. Drei Monate war es her, seit der Anruf aus dem Krankenhaus alles verändert hatte. Drei Monate, in denen die Stille in ihrer Wohnung so laut geworden war, dass es ihr die Luft abschnürte.

Sie hob den Hörer ans Ohr. Der Wind rauschte kühl durch die Muschel. Sag etwas, befahl sie sich. Sag ihr, dass du das Kinderzimmer aufgeräumt hast. Sag ihr, dass du sie vermisst.

Doch ihre Kehle war wie zugeschnürt. Kein Laut kam heraus. Die Worte, die zu Hause noch wie ein Sturm in ihrem Kopf getobt hatten, lagen nun wie zentnerschwere Steine auf ihrer Zunge. Tränen stiegen ihr in die Augen, heiß und brennend, aber sie schämte sich vor dem Fremden, der nur wenige Meter entfernt im Regen stand.

Nach zwei Minuten stummer Sprachlosigkeit legte Maya den Hörer langsam zurück auf die Gabel. Das Metall klirrte leise.

Sie trat aus der Zelle. Der kalte Regen auf den Wangen tat gut.

„Sie waren sehr schnell“, sagte der Mann sanft. Er stand noch immer an den Stamm der Eiche gelehnt, die Hände fest in den Taschen.

„Ich... mir fehlen die Worte“, gestand Maya, ohne recht zu wissen, warum sie es einer fremden Person offenbarte. „Ich dachte, wenn ich hier stehe, fällt es mir leichter. Aber die Stille ist einfach zu groß.“

Der Mann nickte langsam. Ein verständnisvolles, trauriges Lächeln steckte in seinen Mundwinkeln. „Das kenne ich. Ich bin jetzt das vierte Mal hier.“

Maya sah ihn an. Seine Augen waren rot gerändert, tief eingebettet in Falten, die nicht von Alter, sondern von Erschöpfung erzählten.

„Hilft es?“, fragte sie leise.

„Manchmal“, antwortete er. Er zog eine Hand aus der Jackentasche und hielt eine kleine, abgeschauerte Holzuhr fest. „Mein Sohn. Er ist vor einem Jahr bei einem Autounfall gestorben. Beim ersten Mal stand ich eine halbe Stunde in der Zelle und habe nur geschwiegen. Beim zweiten Mal habe ich ihn beschimpft. Und beim dritten Mal... habe ich ihm erzählt, wie die Tomaten in seinem Beet gewachsen sind.“ Ein kurzes, brüchiges Auflachen entwich Mayas Brust. Es klang fast wie ein Schluchzen. „Eine Tochter“, sagte sie knapp. „Achtzehn Jahre.“

Der Mann schloss für einen langen Moment die Augen. Als er sie wieder öffnete, lag darin eine tiefe, stumme Anerkennung. Keine platten Floskeln, kein „Es wird wieder besser“, wie sie es von Bekannten seit Wochen hörte. Nur das reine Wissen um den gleichen, unerträglichen Schmerz.

„Der Wind nimmt alles mit“, sagte er leise und deutete mit dem Kopf auf die kleinen Ritzen im Holz der Zelle. „Man muss nicht schön sprechen. Man muss nicht einmal verständlich sein. Er beschwert sich nicht, wenn man nur weint.“

Maya sah den Fremden an. In diesem Moment war die Einsamkeit, die sie seit Monaten wie ein schwerer Manteldruck umgab, für einen Wimpernschlag verschwunden.

„Gehen Sie ruhig rein“, sagte sie und machte einen Schritt zur Seite. „Ich bleibe hier draußen. Falls... falls die Stille wieder zu groß wird.“

Der Mann sah sie dankbar an. Er trat vor, drückte die Holztür auf und nahm den Hörer auf. Maya drehte sich um und blickte über das weite, verregnete Tal. Sie hörte durch die Ritzen das leise, abgehackte Murmeln seiner Stimme, gefolgt von einem tiefen Schluchzen. Sie ging nicht weg. Sie blieb im Regen stehen und hielt mit ihm Wache – zwei Fremde, die durch nichts miteinander verbunden waren außer durch ihre Verluste, und die sich genau deshalb für einen kurzen Augenblick nicht mehr ganz so verloren fühlten.